

In diesem Einführungskapitel werden einige Konstanten, Strukturen und typische Erscheinungsformen indigener Traditionen des Islam angesprochen, deren lokale, kulturspezifische Kontexte das Thema der nachfolgenden Kapitel darstellen. Dieses Büchlein will also keine regionalen Fallbeispiele aneinanderreihen, sondern bemüht sich generalisierend, wenngleich nicht in erschöpfendem Maße, um eine ethnographische Zusammenschau zentraler Elemente und Akzentsetzungen indigener Religionspraxis.

Grundfesten religiöser Praxis

In all ihren verschiedenen Dimensionen und Strömungen ist die Buch- und Schriftreligion des Islam in erster Linie eine ethisierte Glaubensreligion. Alle praktizierenden Muslime teilen daher ein tief verwurzeltes Vertrauen auf den Schöpfer, in dessen Hand die Welt ruht. Sie sind überzeugt von Seiner uneingeschränkten Allmacht und bejahen die vollkommene Abhängigkeit des Menschen von Ihm. Die Erfüllung der fünf Basispflichten – Glaubenszeugnis, Gebet, Almosengeben, Fasten im Monat Ramadan und die Pilgerfahrt nach Mekka – zeichnen jeden Muslim idealerweise als solchen aus. Die harten Existenzbedingungen bäuerlicher und nomadischer Populationen machen es allerdings oft unmöglich, diesen formellen religiösen Pflichten nachzukommen. Zentraler Teil islamischen Lebens und unbestrittene Grundlage göttlicher Autorität ist der Koran, das Wort Gottes. Durch den Koran – das mächtigste Symbol des Islam – haben alle Muslime den gleichen Zugang zu Gott. Der Verkünder dieses heiligen Offenbarungsbuches, der Prophet und göttliche Gesandte Muhammad (570-632),

wird ganz besonders verehrt und gilt als gnadenvoller Fürsprecher für die Menschen. Allen Muslimen gilt er als Vorbild für Lebensführung, Gesetz, Ethik, Familienleben, Spiritualität und Frömmigkeit. Ausgehend von den Muhammad-Biografien und der Traditionsliteratur werden seine Charaktereigenschaften und körperliche Schönheit gerade in der volkstümlichen gefühlsmäßigen Devotion besonders gerühmt. Ihm wird im Übrigen zugeschrieben, manches Mal mit breitem Mund gelacht bzw. gelächelt zu haben. Legenden, Wundererzählungen und Berichte über seine visionäre Himmelsreise verstärken diese innige Liebe zum Propheten. Seine Lobpreisung ist entsprechend Bestandteil vieler Riten. Bei Schiiten übersteigt allerdings die Verehrung von Ali, dem Vetter und Schwiegersohn des Propheten, oft noch die des Religionsstifters.

Nachdem sich die neue, prestigeträchtig-monotheistische Religion von ihrem Herzland um Mekka und Medina auf der Arabischen Halbinsel aus nach West und Ost verbreitete und große Kulturräume islamisch überprägte, wurde sie kulturell in spezifische lokale Kontexte und Traditionen eingebunden. Die zentralen Glaubenselemente blieben in diesem historischen Prozess erhalten, doch zeigen die tiefen, unreflektierten indigenen Traditionen mit ihrer ausgesprochenen Heilssuche ihr jeweils eigenes Gesicht mit eigenen Symbolen und Riten.

* * *

Nach den kosmologischen Vorstellungen des indigenen Islam – wie er zum Beispiel in Ägypten tradiert ist – hat Gott, der „Herr der Welten“ (*rabb ul-alamin*), beim Aufbau des materiellen Universums zunächst das Licht geschaffen, aus dem sich tropfenartige Partikel lösten, die

später zu den Seelen der Propheten, Heiligen und Engel wurden. Der Himmel, so heißt es im Koran (2:27) besteht aus sieben Gewölben, die im Volksglauben durch einen kosmischen Weltenbaum miteinander verbunden erscheinen. Am untersten Gewölbe sind Sonne, Mond und Sterne als leuchtende Himmelskörper befestigt. Neben den Planeten, Winden und dem Wasser schuf Allah dann durch sein schöpferisches Wort die Erde – ausgehend von ihrem Mittelpunkt, dem „Nabel“, an dem später die Kaaba erbaut wurde. Anschließend belebte er sie mit Pflanzen und Tieren und den aus feuchtem Ton geformten Menschen. Das im Bild des Gartens beschriebene Paradies liegt nach Anschauung vieler Muslime unter dem Thron Gottes und über den sieben Himmeln. Es ist ein Ort und Zustand der Gottesnähe – das jenseitige „Haus Allahs“. Schlechte Taten lassen den Menschen nach dem endzeitlichen Gericht in die Gegenwelt der Hölle stürzen, während die Gläubigen nach der Überquerung einer haardünnen und messerscharfen Brücke ins Paradies gelangen.

* * *

Das Gottesbild des indigenen Islam ist primär das eines gnädigen und barmherzigen Gottes, in geringerem Maße das eines strafenden Richters. Der Erhabene, den die Gläubigen mit seinen 99 „schönsten Namen“ preisen, wird insbesondere als *rahman* (Barmherziger, Mitfühlender) und *rahim* (Allerbarmer) erfahren. In der Sprache des Korans ist das göttliche Attribut *rahma* (Barmherzigkeit) weiblich konnotiert; dieser arabische Begriff leitet sich ab von *rahim*, was ursprünglich Gebärmutter bedeutet. Gott ist daher prinzipiell der Helfende, der sich um den Menschen kümmert.

Entsprechend gelten Mitgefühl und Mildtätigkeit als Ausweis eines guten Muslims. Im Alltag erfahren die einfachen Menschen Gott jedoch eher als einen Erhabenen, der in der Ferne bleibt, den sie mit ihren kleinen, aber dringlichen Anliegen nicht behelligen mögen. Daher vertrauen sie sich lebenden und verstorbenen Heiligen an, die ihnen aufgrund ihrer Anschaulichkeit näher stehen. Diese wirken unmittelbarer als Mittler und Fürsprecher zu Gott. Oft lassen sich die Menschen auch von Derwischen den Weg zu volkstümlichen Formen der Gottesverehrung weisen. Letztere ermöglichen dem Individuum im Glauben und Handeln weit mehr Optionen als der orthodoxe Islam. In diesem Sinne erscheint die Ethik des indigenen Islam „flexibel“.

Persönliche Frömmigkeit – die nicht nur in der privaten Sphäre, sondern immer auch in der Öffentlichkeit praktiziert wird – steht im Vordergrund dieser pragmatisch geprägten Religionspraxis, die von theologischen Spitzfindigkeiten frei ist und den alltäglichen Belangen der Menschen dient. Zu ihren augenfälligsten Formen zählt die Verehrung charismatischer Heiliger, die durch ihre Segenskraft (*baraka*) Menschen schützen und heilen. Die Quelle aller *baraka* ist Gott, deshalb wird er beständig gepriesen. Je mehr *baraka* einem Heiligen übertragen wurde, desto größer seine Heilkräfte. Diese mysteriöse geistige Kraft von außergewöhnlicher Wirksamkeit, die von Gott über den Propheten Muhammad den Heiligen verliehen und von diesen – als eine Art materielle Substanz – ihren Nachkommen vererbt und wiederum ihren Anhängern weitergegeben wird, geht auch auf Orte, Gegenstände und selbst Tiere über, die in ihrem Energiefeld leben. Sie manifestiert sich vor allem in der Sicherung des Lebensunterhalts (*rizq*) und in persönlichem Schutz. *Baraka* ist daher der Schlüsselbegriff zum Verständ-

nis des muslimischen Volksglaubens. Um ihrer teilhaftig zu werden, besuchen die Gläubigen verstorbene Heilige an deren Gräbern oder erbitten Audienz bei einem lebenden Heiligen, um zu beten, ihre Sorgen und Nöte vorzutragen, Hilfe zu erflehen und Gelübde abzulegen. Sie finden Trost, Heilung und inneren Frieden (*sokun*). In der arabischen Schrift hat das *sokun* die Form eines kleinen Kreises und zeigt die Vokellosigkeit an. Tatsächlich sind Heiligenschreine von Ruhe und Stille erfüllt; es sind lichtvolle Orte der Verinnerlichung und Abgeschiedenheit.

Kulturhistorische und soziale Kontexte

Der Prophet Muhammad stiftete die Weltreligion des Islam auf dem Boden der indigenen polytheistischen Religion Zentralarabiens. In seiner Ausbreitungsgeschichte hat sich der Islam mit den lokalen Kulturen verbunden, die er zwischen Nordafrika und Indonesien vorfand; dementsprechend zeigt sich im Volksglauben der Muslime eine Durchdringung verschiedenartigster Elemente. Bei einzelnen Formen und Erscheinungen handelt es sich offenbar um Nachwirkungen älterer religiöser Traditionen – zumindest darf dies in vielen Fällen vermutet werden. In Nordafrika und im Nahen Osten sind etwa Spuren alt-mediterraner Kulturen sowie griechisch-hellenistischen und christlichen Glaubensguts des Oströmischen Reiches zu beobachten, im Maghreb im Bereich der Heiligenkulte kulturelle Zuströmungen der alten Berber-Kulturen, in Zentralasien Einflüsse der alt-türkischen Religion und des Schamanismus, in Süd- und Südostasien der devotionalen Hindu-